13

Die Weihnachtsdiebe

Als meine Frau am Morgen des 24. Dezembers aufgeregt ins Wohnzimmer stürzte und vom Verschwinden unserer Laterne berichtete, blieb ich gelassen. Ich murmelte etwas wie »Mm-hmm« und vertiefte mich wieder in mein Buch. Die Laterne war aus Buchenholz geschnitzt, hatte vier Glasfenster und beleuchtete unsere Haustür in den Wintermonaten. Man stellte eine große Kerze hinein und sie gab ein schönes, warmes Licht. Ich mochte die Laterne sehr. Aber ich war froh, dass sie weg war. Ich wusste, Jenni hat sie.

Jenni heißt eigentlich Jens. Meiner Frau hatte ich noch nicht von ihm erzählt, und auch von den anderen nicht, von Max und Claudia. Es war mein Geheimnis. Oder besser, es war unsere Geschichte. Obwohl eigentlich klar war, dass sie über kurz oder lang davon erfahren musste. Schließlich verschwanden Dinge. Dinge, die uns gehörten.

Ich lernte Jenni kennen, als ich dreizehn war. Er und Claudia wohnten in den Blöcken am Ende der Straße. »Da wohnt nur Gesocks«, sagte meine Mutter verächtlich. Ich hörte nicht auf sie. Ich hatte Jenni auf dem Spielplatz getroffen. Er rauchte, obwohl er höchstens vierzehn war. Ich fand das cool. Außerdem trug er eine Jeansweste mit Aufnähern von Pearl Jam und Nirwana. Er hatte eine Schwester, die hieß Claudia. Sie war ein Jahr jünger, hatte rehbraune Augen und neonfarbene Ohrringe. Ich fand das toll. Ich war verliebt in Claudia.

Und dann war da noch Max: Max hatte hängende Schultern und hörte Roxette. Ansonsten war er ein feiner Kerl. Er hatte es nicht leicht. Max' Mutter verprügelte regelmäßig Max' Vater. Meistens bekam Max auch was ab. Ich fand es schlimm, aber ich fragte mich auch, was das für ein Mann war, der sich regelmäßig von seiner Frau vermöbeln ließ. Heute denke ich manchmal, vielleicht hat er sich so sehr für seine Frau geschämt, dass er einfach so tat, als fände es nicht statt. Aber wer weiß.

Jenni und Claudia waren meistens allein, weil ihre Mutter eine Kneipe hatte und tagsüber bei irgendwelchen Stammkunden schlief. Irgendwer schien sie immer mit-

zunehmen. Abends arbeitete sie dann. Manchmal sahen die beiden ihre Mutter eine ganze Woche nicht. Aber sie ließ Geld da und eine Katze hatten sie auch. Sie hieß Fanny.

Dass Jennis und Claudias Mutter nie da war, fanden wir alle nicht schlecht. So hatten wir die Wohnung für uns. Meine Mutter mochte nämlich keinen Besuch. Meistens lag sie mit Kopfschmerzen auf dem Sofa und schimpfte auf die Welt. Man musste dann alle Vorhänge zuziehen und sehr leise sein. Mein Vater hatte uns verlassen. Das heißt, ich sah ihn jeden Sonntag, aber irgendwie zählte das nicht, weil die drei Stunden bis zum Abendessen kurz und künstlich waren. Ich war nicht gern zu Hause in dieser Zeit. Also ging ich zu Jenni und hoffte, Claudia würde aufkreuzen. Was sie auch meistens tat. Wir warteten dann auf Max und gingen ins Einkaufszentrum.

Das Einkaufszentrum war eigentlich gar kein richtiges Einkaufszentrum, sondern ein großer Supermarkt mit einem extra Getränkemarkt. Davor gab es ein paar Stände mit Oliven und solchen Sachen, und auch einen Mister Minit, einen Zeitschriftenstand und ein Blumengeschäft. Wir drückten uns meist bei dem Zeitschriftenstand herum und versuchten unauffällig in der Bravo zu lesen, aber der Verkäufer, ein mürrischer schnauzbärtiger Mann, jagte uns jedes Mal fort. Dann stellte sich einer von uns in die Nähe der Kasse, als warte er auf jemanden, und ließ etwas mitgehen. Eine Tafel Schokolade oder eine Mezzo Mix. Das ging ganz einfach. Wir fischten sie einfach aus den Sachen auf dem Fließband. Wenn die Leute mit dem

Bezahlen beschäftigt waren, merkten sie das gar nicht. Wir hatten auch kein schlechtes Gewissen, sie kauften ja so viel. Bei uns zu Hause gab es nie Schokolade. Wenn meine Mutter daran dachte, einzukaufen, brachte sie nur Mon Cherie mit und so ein Zeug. Sie vergaß einfach, dass sie ein Kind hatte, das so etwas nicht aß. Deshalb fand ich Schokolade toll.

Eines Tages lotste uns Jenni alle raus. Draußen schneite es, Weihnachten stand vor der Tür. Er zeigte uns seine Beute: ein ferngesteuertes Auto. So etwas hatten wir noch nie geklaut. »Bist du verrückt?«, rief ich. Es kam mir falsch vor. »Das kannst du nicht machen. Das kriegt doch irgendein Kind zu Weihnachten!« Zum ersten Mal hatte ich ein schlechtes Gewissen. Eine Schokolade, okay, die vermisst keiner. Aber ein Auto? »Ist doch egal«, versuchte Jenni zu beschwichtigen, »die haben bestimmt voll viel Geld!« »Und wenn nicht?« Ich stellte mir eine arme Familie vor, die lange gespart hatte und nun kein Geschenk für ihren kleinen Jungen hatte. Das fand ich traurig. Nach einigem Hin und Her entschieden wir, das Auto weiterzuverschenken. An irgendjemanden, der kein Geld hatte. So wäre die Gerechtigkeit wenigstens teilweise wiederhergestellt.

Das war der Anfang. Seit diesem Nachmittag behielten wir nichts mehr für uns. Wir suchten die vollsten Einkaufswagen aus, klauten etwas besonders Schönes und gaben es weiter. Es war nicht schwer, Bedürftige zu finden. In unserem Viertel wohnten viele. Und ein paar Bettler gab es auch. Für die klauten wir natürlich kein Auto, son-

dern eine Mütze oder einen Rucksack. Einmal legten wir eine ganze Salami hin.

Wir wurden nie erwischt. Ich glaube, den meisten fiel gar nicht auf, dass etwas fehlte. Auf einmal hatte unser Leben einen Sinn. Es war unsere Rettung. Wir hörten auf, herumzugammeln. Drogen, Alkohol und alles das ging an uns vorbei. Wir hatten zu tun. In Jennis und Claudias Wohnung legten wir ein kleines Lager an, für die Dinge, die wir nicht sofort weitergaben. Ich war nicht mehr traurig, wenn meine Mutter wieder mal vergessen hatte, dass sie einen Sohn hat, und ihren Urlaub für sich allein buchte. Max trug seine Blessuren mit Gleichmut, und seine Schultern hingen nicht mehr.

Irgendwann wurden wir erwachsen. Jenni zog im Sommer auf eine Alm und arbeitete dort von nun an jede Saison. Er liebte seine Kühe und einen Hund hatte er auch. Claudia heiratete irgendwann, ohne dass ich sie je geküsst hatte. Max wurde Priester und ich studierte Jura.

Wir treffen uns nicht mehr oft, nur zu Weihnachten sind wir alle da. Und dann, in den Nächten vor dem Fest, verschwinden Dinge. Einer nimmt sie vom anderen und gibt sie dem Dritten. Ich werde später bei Claudia noch das Fahrrad aus der Garage holen. Es ist ein Mountain Bike, und sie benutzt es fast nie. Jenni wird es auf seiner Alm gut brauchen können. So machen wir es immer. Eine Erinnerung an die alten Zeiten. Ich will nicht wissen, was aus uns geworden wäre, wenn wir nicht zu klauen begonnen hätten.

Das war unsere Rettung.